

HUBERT MICHELIS

TERMIN MIT DEM TOD

Roman



SPICA
VERLAG GMBH



www.spica-verlag.de

© Spica Verlag GmbH
1. Auflage, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Autor: Hubert Michelis
Für den Inhalt des Werkes zeichnet der Autor selbst verantwortlich.
Die Handlung und die handelnden Personen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen wären zufällig und unbeabsichtigt.
Gesamtherstellung: Spica Verlag GmbH

Printed in Europe
ISBN 978-3-98503-127-6

Meinen besonderen Dank an Andrea Mathes M.A., die diesen Roman maßgeblich begleitet hat und der ich wertvolle Anregungen verdanke. Frau Mathes hat Theaterwissenschaft, NDL und Pädagogik an der LMU München studiert.

Inhalt

Teil I

Ein an Wahnsinn grenzender Entschluss	11
---------------------------------------	----

Teil II

Das Leben des Peter Schenk	27
1. Kindheit und erste Eskapaden	27
2. Der Patriarch	51
3. Der Sohn des Zuckerfabrikanten	69
4. Neue Besen kehren gut	108
5. Ein Sumpf ohnegleichen	160
6. Auf Stippvisite bei Mr. Benson	204
7. Der Schlächter vom Rhein	277
8. Eine Schneise der Verwüstung	301
9. Der Hasardeur	317
10. Unverhoffte Begegnung	359
11. Feindliche Übernahme in Sicht!	369
12. Auf dem Nullpunkt	399

Teil III

Eine letzte Woche in Paris	405
----------------------------	-----

Teil IV

Auf der Zielgeraden	463
---------------------	-----

„Alles, das Gute wie das Böse, kommt von unseren Gedanken. Unsere Gedanken werden Realität. Wenn unsere Gedanken freundlich, friedvoll und ruhig sind, nur dem Guten zugewandt, beeinflussen wir uns selbst damit und strahlen Frieden auf unsere ganze Umgebung aus.“

(Altvater Tadej von Vitovnica, 1914–2003)

Teil I

Ein an Wahnsinn grenzender Entschluss

Als Sohn eines Kölner Zuckerfabrikanten wuchs Peter Schenk in großbürgerlichen Verhältnissen auf. Schon früh auf sich alleine gestellt, startete er bereits in seiner Jugend eine ‚Karriere‘ als Glücksspieler, gewöhnte sich an den Konsum alkoholischer Getränke und begann, den Mädchen nachzulaufen. Nichts Ungewöhnliches, könnte man meinen, hätten nicht Alkohol, Glücksspiel und Sex sein noch junges Leben bald schon in bedenklichem Maße bestimmt. Wie stark diese Gewohnheiten den Heranwachsenden beherrschten, war ihm zunächst selbst nicht bewusst. Doch das war erst der Anfang. Der junge Mann entwickelte sich zu einem Spieler, für den das Risiko nie hoch genug sein konnte, und auch seine Trinkgewohnheiten steigerten sich ins Exzessive. Was das andere Geschlecht anging, wurde aus ihm ein Schürzenjäger, der kaum eine Gelegenheit ungenutzt ließ und keine Skrupel kannte. Wenn ihm eine gefiel, warb er um sie oder nahm sie sich. Allerdings war er kein Charmeur, der seine Eroberungen mit billigen Komplimenten umgarnte; solches Gebaren war ihm zuwider. Offenbar hatte er das nicht nötig. Die Frauen liefen ihm gewöhnlich nach, und manch eine verliebte sich in ihn. Andere verfielen ihm oder seinem Geld, denn solches besaß er anscheinend grenzenlos. Arbeiten musste er nie dafür. Es war ihm zugefallen und stand zu seiner Verfügung. An Liebe oder einer dauerhaften Beziehung war er nie interessiert. Nach Sex stand ihm der Sinn, und wenn er seiner Gespielinnen überdrüssig war, wollte er sie wieder loswerden. Kurz und schmerzlos überließ er sie dann ihrem Schicksal und verschwendete keinen Gedanken mehr an sie.

Solange er sich erinnern konnte, war das so gewesen, und das waren schon viele Jahre.

Mittlerweile war er fast fünfzig und stand in den besten Jahren eines Mannes. Immer noch war er ein gutaussehender, stattlicher Herr mit einem länglichen, wohlgeformten Gesicht und gepflegtem Oberlippenbart. Die Mundpartie mit den schmalen Lippen und das ausgeprägte Kinn ließen Entschlossenheit und Willenskraft vermuten. Den kastanienbraunen Augen, die in tiefen Höhlen unter einer hohen Stirn lagen, schien nichts zu entgehen. Sein ergrautes, sich lichtendes Haar, das in früheren Jahren einmal braun war, trug er kurz und gescheitelt. Die Hände waren feingliedrig und gepflegt. An seiner Rechten trug er einen goldenen Ring, der markant und doch dezent einen hochkarätigen Rubin umschloss. Die funkelnde feurige Röte, die stille Leidenschaft und das unstete Begehren, das dieser Ring ausstrahlte, fand sich auch in seinem Wesen wider. Von schlanker, hochgewachsener Gestalt, war er doch muskulös. Seine Haut zeigte Sommer wie Winter einen leicht gebräunten Teint, was von Vorteil für ihn war, weil sich so kaum die Röte im Gesicht des Trinkers, der er nun einmal war, wahrnehmen ließ. Sein Auftreten war elegant und das eines Gentleman, obwohl er nur äußerlich ein solcher war. Aus seinem Mund kamen mitunter zwar kluge, wohlgeformte Worte, die er auf eloquente und selbst poetische Weise hervorzubringen verstand, ohne dass es aufgesetzt geklungen hätte, aber sein wahres Wesen war anders, und aus seinem Mund sprach nicht die Wahrheit. Die Wahrheit hielt er in sich nieder, als wäre sie der Preis für sein schillerndes Leben, die zahllosen Affären, alkoholischen Exzesse und seine Spielleidenschaft gewesen, den er um ihres Verlustes willen zu zahlen hatte.

In letzter Zeit wirkte er bisweilen bedrückt. Vor allem, wenn er über sich und sein Leben nachdachte, kamen ihm trübsinnige Gedanken. Sie kamen wie von selbst und drängten sich

ihm auf wie lästige Fliegen, die sich nicht verscheuchen ließen. Zuletzt hatte er sich gefragt, ob mit ihm etwas nicht stimmen würde. Hatte er Depressionen? Er wusste es nicht und spielte es herunter. Einen Arzt mochte er nicht konsultieren, obwohl ihn zweifellos schwermütige Gedanken plagten. Sie beunruhigten ihn und riefen Ängste in ihm hervor. Manchmal waren es regelrecht Panikattacken, die ihn in die Enge trieben wie ein gehetztes Tier. Aber hatte nicht alles in dieser Welt eine Ursache? Einige Male hatte er darüber nachgedacht, und seine anfängliche Vermutung hatte sich in ihm zu der Gewissheit verfestigt, dass diese Angstattacken mit seinem Lebenswandel zu tun haben könnten. Er war ein Lebemann, der Wein, Weib und Gesang liebte und in Saus und Braus gelebt hatte. Allerdings war er auch als Unternehmer von Habgier und Machtstreben gesteuert worden. Nein, er konnte sich nicht länger etwas vormachen: Sein verpfushtes Leben holte ihn jetzt ein wie ein Bumerang, wenn dieser mit Wucht auf den Werfer zurückschlug. In Phasen der Bedrückung empfand er zunehmend einen Abscheu vor sich selbst. Langsam und schleichend, wie ein tückisches Gift, das sich bis in die feinsten Fasern des Körpers ausbreitete, kroch der Ekel in ihm hoch. In solchen Stunden gab es nichts mehr, was ihm Freude bereitet hätte oder für ihn von Bedeutung gewesen wäre. Sein Leben kam ihm dann völlig sinnlos vor. Aber auch, wenn er die eigene Vergangenheit Revue passieren ließ, war es nicht anders. Auch dann erblickte er eine einzige Spur der Zerstörung, die ihm wie eine Blutspur folgte. Nein, er konnte sich nicht länger etwas vormachen. Seine hedonistischen Exzesse hatten sich so zerstörerisch wie die Verwüstungen eines Orkans ausgewirkt, wenn dieser über ein Waldstück hinweggefegt, die Bäume entwurzelt und eine Schneise der Verwüstung gerissen hatte.

Aber er hatte ja nicht nur seine eigene Existenz ruiniert! Auch viele andere Menschen waren durch seine ungezügelten, dunklen

Leidenschaften ins Unglück gerissen worden. Sein Gewissen klagte ihn an und ließ ihm keine Ruhe mehr. Seine Untaten zu überspielen und seinen inneren Zwiespalt zu verdrängen, kostete ihn zunehmend Kraft und Zeit. Es war ihm auch nie gelungen, sein Leben in den Griff zu kriegen oder in andere Bahnen zu lenken. Fehlte es ihm an Entschlossenheit? Über solche Energie glaubte er nicht zu verfügen. Vielleicht hatte er auch nie ernsthaft einen solchen Sinneswandel in Betracht gezogen. Doch jetzt war es zu spät. Er war am Ende und wusste es. Da war etwas in ihm, das ihm gesagt hatte, dass ihn dieser hedonistische Lebenswandel ins Verderben führen würde. Aber solche Warnungen hatte er stets in den Wind geschlagen, und inzwischen hatte er den kritischen Punkt, vor dem er sich zuvor immer gefürchtet hatte, überschritten. Jetzt gab es kein Zurück mehr, das Spiel war aus. Er war am Ende und wusste es. Was sich vor ihm auftürmte, erschien ihm wie ein schroffes Gebirgsmassiv, das er nicht überwinden konnte. Selbst in seinen Träumen war das nicht anders, schreckliche Träume, an die er nicht denken mochte. Und über allem schwebte die gleiche dunkle Ahnung: Der Weg ist zu Ende!

Nein, das war kein Leben mehr, das er führte. Schon beim Aufwachen war er von einem Widerwillen erfüllt; ein regelrechter Selbsthass peinigte ihn. Zwar hatte er sich in der Vergangenheit schon häufiger geschworen, nie wieder zu trinken oder zu spielen, jedoch am Abend war es immer wieder anders gekommen. Seine am Morgen gefassten Vorsätze hatte er dann vergessen, und die Malaise wiederholte sich. Und auch am nächsten Tag würde dasselbe Elend wieder von vorne beginnen, ein Teufelskreis, den er nicht zu durchbrechen vermochte. Beim Aufstehen hockte er inzwischen minutenlang verkatert und wie betäubt auf seiner Bettkante. Wie ein Häufchen Elend saß die Schnapsleiche dann da, kaum einer Regung fähig. Der Abscheu vor sich selbst lähmte ihn und kam ihm wie ein Ungeheuer vor, das ihn

verschlingen wollte. Der Selbsthass setzte ihm zu, und obwohl er diesen Wandel zutiefst verabscheute, machte er in demselben Stil trotzdem weiter. Aber wie wollte er sich aus seinen lebenslangen Gewohnheiten, die zu Abhängigkeiten und Süchten geworden waren, befreien? Wie wollte er mit eingefleischten Verhaltensweisen brechen, die ihm trotz ihrer Sinnlosigkeit unentbehrlich und in Leib und Seele übergegangen waren?

Kein Zweifel, seine Gewohnheiten und ungezügelter Leidenschaft hatten Macht über ihn gewonnen, unheimliche Macht. Er hatte sie ihnen zugebilligt, und jetzt drohten sie ihn zu zermalmen. Die Geister, die er herbeigerufen hatte, fielen erbarmungslos über ihn her. Allmählich wurde ihm klar, dass er ein hoffnungslos Kranker und Süchtiger war, ein dem Trunk verfallener Spieler und Schwerenöter. War er womöglich ein Besessener, in den der Leibhaftige hineingefahren war, der ihn zu seinem hörigen Knecht gemacht hatte und nun zu vernichten trachtete? Ob er besessen war, erschloss sich ihm nicht. Eine tiefere Glaubensüberzeugung war ihm fremd, und derartige Fragen zählten für ihn nicht. Sie erschienen ihm nutzlos und brachten keine messbaren Ergebnisse, die sich in Heller und Pfennig beziffern ließen. ‚Dingen‘, auf die er sich nicht verstand, ging er aus dem Weg und maß ihnen keine Bedeutung bei. Aber erinnerte sein Verhalten nicht an Doktor Faust, der sich Satan verschrieben hatte, um alle Weisheit, Lust und Leidenschaft dieser Welt kennenzulernen und auszukosten? Einen Pakt mit dem Teufel hatte er zwar nicht geschlossen, allerdings ahnte auch er, dass es womöglich doch obskure Mächte waren, auf die er sich eingelassen hatte. Zumindest wollte er dies nicht ausschließen, obwohl ihm solche Vorstellungen zunächst unbegreiflich erschienen. Ihm war auch nicht bewusst, dass er die bösen Geister selbst herbeigerufen haben könnte, indem er ihnen durch seine ungeordneten Triebe und Leidenschaften Tür und Tor geöffnet hatte. Aber waren sie nicht in sein ‚Haus‘ eingedrungen und

hatten es besetzt? Sein Hausrecht hatte er verloren. Andererseits kamen ihm diese Gedanken so fremd und unglaublich vor, dass er sie entsetzt von sich stieß. Einerseits misstraute er ihnen und hatte seine Zweifel, andererseits existierten diese Zweifel ganz real und ließen sich nicht leugnen. Sie nagten an ihm, so dass er hin und hergerissen war und die Existenz dieser Phänomene wahrscheinlich doch nicht ausschließen durfte. Sollte er tatsächlich zu einem Opfer der Dämonen und zur Beute Satans geworden sein? Ob es sich so verhielt, war ihm nicht gewiss. Allerdings dünkte ihn, dass der gerechte Lohn für ein Leben, wie er es führte, nur Hölle und ewige Verdammnis sein könnte. An diesem Abgrund glaubte er, einige Male gestanden zu haben, so dass er diese Vorstellungen keineswegs abtat. Das waren für ihn keine subjektiven Einbildungen oder Hirngespinnste, über die man mit einem Normalsterblichen ohnehin kaum reden konnte. Selbst die aufgeklärten modernen Geistlichen, unter denen viele es aus Scham nicht einmal mehr wagten, den Namen Satans auszusprechen, taten dies gewöhnlich als Unfug ab oder lächelten mitleidig darüber. Aber waren diese ‚letzten Dinge‘, Tod und Gericht, Himmel und Hölle nicht durch und durch real? Der Schöpfer und sein abgefallener Widersacher waren lebendige und real existierende Mächte und Gewalten und keineswegs Ideen. Die aufgeklärte Menschheit, ja bisweilen selbst die Kirche, war zwar permanent versucht, das göttliche Gnadenwirken auf das zu reduzieren, was der menschlichen Vernunft eingängig und begreifbar war. Aber war das nicht die fatalste List Satans, sein Meisterstück, um die Kreatur zum Glaubensabfall von ihrem Herrn und Schöpfer zu bewegen? Aus dem erbitterten apokalyptischen Kampf der guten und bösen Mächte und Gewalten, der sich in der sichtbaren und unsichtbaren Welt und selbst im tiefsten Innern eines jeden Menschen abspielte, hatte man eine lächerliche Moral zu machen versucht, um der göttlichen Gnade die Flügel zu stützen.

Die Kinder dieser Welt ahnten nichts von diesem Kampf Gottes mit seinem Widersacher, in den die gesamte Menschheit mit dem Kosmos hineingeworfen war. Sie verharrten im Dunkel ihrer Verblendung, in stockfinsterer Nacht, und scheuten das Licht und die Erkenntnis der Wahrheit, weil sie sich in dieser vergänglichen Welt eingerichtet hatten, als gäbe es keine andere. Eine unsichtbare Wirklichkeit existierte nicht für sie, so dass sie auch die Wahrheit nicht ertragen konnten. Dies alles war für menschliche Hirne nicht greifbar, und deswegen konnte und durfte es das alles nicht geben. Aber war es nicht dennoch wahr? Mochten die Zeitgenossen auch darüber spotten, er selbst würde es nicht tun, denn er hatte das Böse kennengelernt und wusste um seine unwiderstehliche Stärke und Verlockung, der kein Mensch ohne Gottes Beistand zu widerstehen vermochte.

Wieso, hatte er sich gefragt, sollte die Wirklichkeit lediglich auf das begrenzt sein, was für den Menschen erfahrbar, nachweisbar oder für das beschränkte menschliche Gehirn vorstellbar war? Das leuchtete ihm nicht ein, gab es doch zwischen Erde und Himmel unerklärliche Phänomene, die weit über alle Logik des Begreifens hinausgingen. Obwohl er kein Naturwissenschaftler war und manches darüber lediglich gehört oder gelesen hatte, verzog er bei dieser Vorstellung das Gesicht und konnte sich ein spöttisches Grinsen nicht verkneifen. *Wie naiv die Menschen doch sind! – Einstein würde sich über so viel Dummheit und Arroganz im Grabe umdrehen, denn dass es einen Gott und eine unsichtbare Welt geben muss, ist doch mit Händen zu greifen!* Auch die Quantenphysik mit ihren Erkenntnissen war nach allem, was er darüber wusste, mit einem materialistischen Weltbild nicht zu vereinbaren. Und was war dann erst mit all den übernatürlichen Phänomenen? Sie lägen zwar jenseits allen Verstehens, richteten sich aber doch nicht gegen die Logik der Vernunft oder die empirischen Wissenschaften. *Nein, das waren keine Hirngespinnste von Verrückten!*, bemühte er sich, derlei

Einwände zu zerstreuen. In einem von den Naturwissenschaften und ihren Erkenntnissen bestimmten Weltbild war kein Platz für eine unsichtbare Welt und übernatürliche Wirklichkeit. Für den analytischen Verstand waren ein Schöpfer- und Erlösergott, Himmel, Hölle sowie die Existenz eines Widersachers und seiner Dämonen überflüssig. In den modernen Wissenschaften ging es rein logisch zu, und das hatte zur Folge, dass religiöser Glaube als unerklärlich galt und wider die Ratio gerichtet war. Für den Fortschrittsglauben zählte allein das, was sich wissenschaftlich analysieren und empirisch nachweisen ließ. Aber wurde eine solch rationalistische Verengung der Komplexität der Wirklichkeit gerecht? Seine persönlichen Erfahrungen widersprachen diesem Weltbild und sprengten die Enge eines solchen Denkens. Denn zerrten die Dämonen nicht wirklich an ihm? Er hätte dafür seine Hand ins Feuer legen mögen, so real kamen sie ihm vor. Er kämpfte Tag für Tag direkt und frontal mit dem Bösen, das ihn in Beschlag genommen hatte und zu vernichten trachtete. Aber warum war er diesen dunklen Mächten so wehrlos ausgeliefert? Weshalb war er so ohnmächtig und elend? Was hatte es mit diesem Gott, dem Gegenspieler des Bösen, dem Bezwinger selbst des Teufels, dieses einst so herrlichen Lichtengels, der seinem Herrn und Schöpfer den Gehorsam verweigert hatte, auf sich? Warum stand dieser Gott ihm in seiner Bedrängnis nicht bei, wenn er allmächtig war und Gewalt selbst über das Böse hatte?

Seine Glaubensüberzeugungen waren keineswegs so tief und fest gegründet, wie er bisweilen annahm, sondern labil. Solche tieferen Einsichten kamen ihm auch nur dann, wenn es ihm gut ging und seine zermürbenden Gedanken sich aufhellten. In ‚guten‘ Stunden hielt er dies alles für möglich. Vielleicht schlummerte ja tatsächlich ein Senfkörnchen an Glauben in seinem Innern? Andererseits mangelte es ihm an innerer Festigkeit. Über Gewissheit, die ihm fremd war, verfügte er nicht. So wankte und schwankte er, denn der Glaube hatte in ihm

keine Wurzeln getrieben. Er glich einem Schilfrohr im Wind, das zwischen verschiedenen Meinungen, Stimmungen und Gefühlen, die keineswegs Überzeugungen darstellten, hin und her gezerrt wurde. Er suchte zwar nach einem festen Grund, konnte ihn aber nicht finden. Seine Suche war auch nicht nachhaltig, sondern halbherzig, denn sein Herz war geteilt. Das zeigte sich beispielsweise daran, dass er nie bereit war, seinen Worten Taten folgen zu lassen und sein Leben zu ändern. Den Sprung in den Glauben, einen Glauben, aus dem er geschöpft und wie aus einer Quelle getrunken hätte, wagte er nicht. So wusste er zwar manches über Gott, jedoch war dieses religiöse Wissen nie tiefer in ihn eingedrungen, so dass er seine Hoffnung nach den Kindheitsjahren hatte fahren lassen. Als kleiner Junge hatte er mit seiner Mutter mit den üblichen Kindergebeten zum ‚lieben Gott‘ gebetet, doch war er einem lebendigen ‚lieben Gott‘ weder damals noch im späteren Leben je begegnet. Auch in der Kirche hatte er manches über Gott und Jesus Christus gehört. Er wusste um die Existenz einer unsterblichen Seele, die im Sterben vom Leib getrennt würde, was auf ein Weiterleben des Menschen nach dem Tod hindeutete. Doch selbst das war ihm irgendwann blass und unwirklich erschienen. Und so war es mit allem, was man ihn in jungen Jahren über den Glauben gelehrt hatte. Auch dass dieser Jesus von Nazareth einen liebenden Vater und Gott der Barmherzigkeit und Liebe verkündet hatte, seinen Mitmenschen große Liebe erwiesen und diese bis zu seinem bitteren Kreuzestod vorgelebt hatte, war ihm nicht unbekannt. Allerdings war auch dieser Jesus nie wirklich in sein Leben getreten, sondern ihm fremd geblieben. Was die Kirche über ihn verkündigte, waren erbauliche, alte Geschichten, die ins Reich der Mythen und Legenden gehörten und der Realität nicht standhielten. Was von dieser Botschaft Jesu war denn im Alltag der Menschen greifbar? Was davon spielte in ihrem praktischen Leben eine Rolle? Gab es solche selbstlose Liebe, wie

dieser Nazarener sie vorgelebt hatte, überhaupt? Wo wurde sie praktiziert? Selbst die Kirche schien sie aus den Augen verloren, vergessen oder aus ihrem Programm gestrichen zu haben.

Von Tag zu Tag fiel es ihm schwerer, morgens aus den Federn zu kommen. Die Abscheu vor seinem unstillen Wandel, die Freudlosigkeit am Dasein hatten nicht nur zugenommen, sondern waren bedrängender geworden. Selbst das, was er an ‚guten‘ Tagen, an denen es ihm besser ging, seine „frommen Gedanken“ nannte, spielte dann keine Rolle mehr, und er tat sie ab. *Das sind zwar ganz hübsche Gedankenspielerien*, sagte er sich, *aber sie helfen mir in meinem Elend ja doch nicht weiter. Und ob es das alles gibt, steht in den Sternen. Niemand weiß es wirklich, denn beweisen lässt sich das nicht.* Sobald wieder der alte Selbsthass in ihm wie zu einem Ungeheuer angeschwollen war, das ihn zu verschlingen drohte, waren solche Vorstellungen, an denen er sich in ‚helleren‘ Stunden aufgerichtet hatte, wie weggeblasen. Stockdunkel war es dann in ihm, so dass er vor Angst zitterte und von seiner Hoffnungslosigkeit befreit werden wollte. Aber wie sollte das gehen? Wie sollte er sich von dieser zentnerschweren Last, die seine vor Angst zitternde Seele erdrückte, befreien? Da sich sein Zustand nicht besserte, konnte er sich nicht länger etwas vormachen und kam zu der Überzeugung, dass er zur Schwermut neigte. Diese Anlage lag in seiner Familie und war vermutlich genetisch bedingt. Seine Mutter war damit belastet gewesen. Offenbar trug auch er solche Gene in sich. Sich in Behandlung begeben und untersuchen lassen, lehnte er nach wie vor ab. Die Ärzte würden ihm ohnehin nicht helfen. Stattdessen beschloss er, das Problem selbst in die Hand zu nehmen und nahm, wenn es ihm schlecht ging, seine ‚Medizin‘. Immer häufiger griff er zur Flasche, um sich mit hochprozentigem Alkohol zu betäuben. Schließlich interessierte ihn nicht einmal mehr, ob es wirklich Depressionen

waren oder welche Ursachen das Übel sonst haben könnte. Doch besser wurde es nicht. Der Schnaps brachte nicht die erhoffte Wirkung. Aber so wie jetzt konnte es unmöglich weitergehen. Das war kein Leben mehr. Zweifellos, er steckte in einem abgrundtiefen, dunklen Loch, aus dem er nicht mehr herauskam, und seine Gedanken verfinsterten sich mehr und mehr. Sie waren an manchen Tagen so düster und hoffnungslos, dass er zu verzweifeln drohte. In dieser Verfassung dachte er wiederholt an seinen Tod, und irgendwann wurde ihm klar, dass es für ihn kein friedvolles Ende geben würde. Der Gedanke der freiwilligen Selbstvernichtung hatte sich in ihm festgesetzt und war zu einem Entschluss geworden. Er müsste sein Lebenslicht selbst auslöschen wie eine brennende Kerze. Nur so glaubte er, seine Ruhe zu finden und ins ewige Nichts einzugehen. Allein der Tod, der nackte, stumme Tod könnte ihn seinem Elend entreißen und von allen seelischen Qualen erlösen. Er musste es tun, um den unseligen Leidenschaften, seiner geschlechtlichen Begierde, der Spielsucht und Sauferei, aber auch seinen Ängsten, ein Ende zu bereiten. Das alles beschäftigte ihn, und inzwischen hatte er sich so sehr an die Vorstellung seines Freitodes gewöhnt, dass er sie auszukosten begann. Schon bald würde er es tun. Es war an der Zeit, Schluss zu machen, höchste Zeit. Was erwartete ihn hier noch? Aber einfach wegstehlen wollte er sich auch nicht. Das sei würdelos. *Mein Abgang soll wenigstens ein bisschen Stil haben*, und darüber wollte er nachdenken.

Sein Nachsinnen über dieses Vorhaben hatte inzwischen konkrete Gestalt angenommen. Unlängst war ihm die Idee gekommen fortzufahren, wusste allerdings noch nicht wohin. Das Ziel stand zwar noch nicht fest, jedoch hatte er begonnen, die Reise vorzubereiten. Selbst kleinste Details sollten nicht dem Zufall überlassen bleiben. Dieses Unternehmen würde der krönende Abschluss seines verpfuschten Lebens werden. Er malte sich

diese eine Woche, – denn länger sollte es nicht sein –, in den buntesten Farben aus. Nahezu pausenlos beschäftigte ihn in- zwischen diese Fahrt, mit der es allerdings eine besondere Be- wandtnis hatte: Es würde nur eine Hinfahrt geben; er würde von dieser Reise nicht mehr zurückkehren. Schon bald sollte es losgehen, um noch einmal frische und ganz andere Luft zu schnuppern. *Um es hinter mich zu bringen, muss ich fort. Hier, in diesem stickigen, abgestandenen Mief und in meinem gewohnten Trott würde ich es nie über mich bringen. Nein, ich muss dazu wegfahren, weit fort sogar! Vielleicht nach London oder Paris? Paris wäre gewiss ein geeigneter Ort, um würdig Abschied zu nehmen. Auch zum Feiern ist es dort ideal. Ja, zuerst nochmal so richtig auf die Pauke hauen und dann der krönende Abschluss ... Allerdings muss ich genug Geld mitnehmen. Paris ist ein teures Pflaster. Nicht ohne Grund ist es wahrscheinlich der beste Ort auf dieser Welt, um sich so richtig auszutoben und mit Haut und Haaren ins Vergnügen zu stürzen. Eine Woche im besten Hotel wäre angebracht. Das gehört dazu, denn das Beste ist dann nicht gut genug. Wenn man den schönsten und elegantesten Frauen der Welt begegnen und ihnen den Hof machen will, erlesene Weine trinken, feinste Speisen genießen und auch noch spielen will, darf es auch was kosten ... Roulette oder Poker wäre keine schlechte Idee. Aber das wird sich vor Ort ergeben ... Auch an der Börse könnte ich es noch mal probieren, das Depot existiert ja noch ... Allerdings müsste es eine aufsehenerregende Spekulation sein, am besten eine Finanzwette mit einem unglaublichen Hebel. Ich könnte versuchen, es den Jungs, womit er die Broker meinte, mal richtig zu zeigen. Jedenfalls muss es eine marktbewegende Transaktion sein, kein Rohrkrepierer ... Genau das ist es doch, was ich brauche, und exakt diesen Nervenkitzel muss ich vor meinem Abgang noch mal erleben. Diesen letzten Kick habe ich immer gebraucht, dann bin ich auch wieder der Alte, und Be- geisterung stand in seinen Augen. Wahrscheinlich ist es genau*

das, was mir die ganze Zeit gefehlt hat ... Ist ja kein Leben mehr, das ich führe, ich vegetiere ja regelrecht vor mich hin ... Die eine Woche Paris müsste jedenfalls reichen. Wozu länger? Und dann, am letzten Tag, dem Sonntag nach Ostern, genau um 24 Uhr, gebe ich mir im Hotel die Kugel ... Am Schreibtisch sitzend, dann aber ohne Spielchen und vor allem kein russisches Roulette! Der erste Schuss muss sitzen, den Revolver schräg nach oben in den Mund ... und anderentags wird man mich finden ... Das dürfte dann so ähnlich sein wie bei Ernest Hemingway. Aber hat der nicht sein Jagdgewehr benutzt? – Stimmt, fiel ihm nach kurzem Nachdenken ein, eine Fahrkarte brauche ich ja auch noch. Die werde ich mir gleich morgen bestellen, und dann kann's losgehen ... Am Ostermontag in aller Frühe, gleich mit dem ersten Zug, und dann komme ich im Laufe des Vormittags im Gare du Nord an, so dass bis zum Mittagessen noch ein bisschen Zeit für die eine oder andere Erledigung wäre ...

Bis zum Osterfest war es noch ein paar Tage hin, so dass ihm genügend Zeit für seine Vorbereitungen blieb. Wiederholt ging er sie durch und prüfte akribisch, ob er nichts vergessen hätte. Nachdem ihm die Fahrkarte geschickt worden war, vergewisserte er sich, dass das Ticket keine Rückfahrmöglichkeit vorsah. Obwohl das nur eine Kleinigkeit war, eine lächerliche, völlig unbedeutende Kleinigkeit, war es ihm wichtig erschienen. Eine Rückfahrt durfte es nicht geben. Für seine Zeit seines Aufenthalts stellte er regelrecht Planungen auf. Auf diese Weise würde er sich ablenken und seinem Hang zum Grübeln ein Schnippchen schlagen. Seine Befürchtung, die Woche in Paris könnte aus unerfindlichen Gründen seiner Kontrolle entgleiten und er müsste sich am Ende den Launen des Zufalls unterwerfen, war für ihn unerträglich. Das durfte nicht passieren, so dass er sich auch jetzt wieder an seine Reisevorbereitungen machte. In Paris, fiel ihm gerade ein, *sollte ich zuerst mal zu einem richtigen*

Barbier gehen, meine Haare schneiden und mich rasieren lassen. Am besten zu einem Araber; die verstehen ihr Handwerk. Das Mittagessen könnte ich auch gleich im Hotel einnehmen. Dann bliebe mir genug Zeit, mir einen neuen Anzug zuzulegen. Den könnte ich gleich am Abend tragen, um auf Eroberungstour zu gehen. Nur wo ...? Ach, da wird mir schon was einfallen ... und das Spielkasino sollte ich mir natürlich auch nicht entgehen lassen. Das wäre der Montag ... Am Dienstag könnte ich die Börse und vielleicht die Pferderennbahn besuchen, denn wo sonst trifft man elegante Frauen? Klar, da muss ich hin, und dann kann ich jeden Abend eine Reizvollere entführen ... In dieser Manier ging er die Woche durch, indem er die einzelnen Tage vorausplante, und während er sich damit befasste, näherte sich unaufhaltsam der Abreisetermin.

Der Ostersonntag war sein letzter Tag daheim, und am nächsten Morgen würde es in aller Herrgottsfrühe losgehen. Das Taxi, das ihn zum Kölner Hauptbahnhof bringen würde, war für 6 Uhr bestellt. Nach einem letzten Check seines Gepäcks war er zufrieden. Den Ostertag gedachte er hauptsächlich in seinem Domizil zu verbringen. Es war das Haus, in dem er aufgewachsen war und an das viele seiner Erinnerungen geknüpft waren, und es sollte ein würdevoller Abschied werden. Nach dem Tod seiner Eltern hatte er das Anwesen übernommen, eine Jugendstilvilla am Stadtrand von Köln. Das Haus lag inmitten eines großzügig angelegten Parks mit Eichen, Buchen, Fichten, Zypressen sowie einigen gewaltigen Mammutbäumen, Riesen von mindestens dreißig Metern und einem Umfang, dass zwei Männer sie nicht umfassen konnten. Im Schatten der Bäume säumten Rhododendren die Kieswege und Pfade des Parks, die mit der Zeit zu herrlichen Büschen herangewachsen waren, aber noch blühten sie nicht. Lediglich die Narzissen und Osterglöckchen prangten in ihren Beeten und verbreiteten ihren frischen, leuchtenden

Zauber. Nach dem Aufstehen duschte er sich, und nach einem spartanischen Frühstück, das aus einer Scheibe Toastbrot mit einem Spiegelei bestand, ließ er sich an den Rhein chauffieren. Er liebte den ‚Vater Rhein‘ und verabschiedete sich auch von ihm. Den Fluss mit der Silhouette des Doms davor, musste er unbedingt noch einmal sehen, ein letztes Mal. Zur Mittagszeit betrat er in der Altstadt ein gemütliches Speiserestaurant, in dem er sich zu seinem gutbürgerlichen Essen eine Flasche Weißwein bestellte, und gegen vierzehn Uhr war er zurück in seinem Domizil. Den Rest des Tages wollte er in Ruhe und für sich allein verbringen.

Für diesen letzten Nachmittag und Abend in seinem Haus und seiner Vaterstadt hatte er sich vorgenommen, in aller Stille auf sein bisheriges Leben zurückzuschauen und Abschied zu nehmen. Dabei würde er seinen Rotwein genießen, einen halbtrockenen Bordeaux, wie ihn schon sein verblichener Vater geliebt hatte. Er dachte gerade an seine Kindheit zurück, die ihm zunächst noch unklar und verschwommen vorkam. Aber je länger er darüber nachsann, desto lebendiger trat sie ihm vor Augen. Da es noch kalt war und ihn fröstelte, hatte er das Feuer im Kamin angezündet. Anschließend holte er die Alben mit den Familienfotos hervor, und während er an einer guten Havanna zog, blätterte er langsam in ihnen herum und betrachtete Bild für Bild. Er saß in seinem breiten Lehnstuhl neben dem lodernden Feuer. Auf einem Beistelltisch befanden sich die Weinflaschen, Gläser sowie der große Aschenbecher, in dem er von Zeit zu Zeit die Asche seiner Zigarre abstreifte. Genüsslich betrachtete er die Fotos, und einige Male legte er das Album aus der Hand, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, schloss die Augen und ließ sich, tief in Gedanken versinkend, von seinen Erinnerungen tragen. Und während er da saß und nachsann, leerte er geradezu bedächtig sein Rotweinglas, das er

immer wieder auffüllte. Die Zigarre, an der er hin und wieder zog, glomm vor sich hin, und lange, dicke Stücke weißer Asche füllten kaum merklich den großen Aschenbecher. Der in seinen Erinnerungen Schwelgende schien es kaum zu bemerken, denn immer dichter und lebendiger quollen seine Erinnerungen aus seinem Inneren hervor. Selbst vergessen Geglaubtes stieg in ihm hoch, so dass er mit Leib und Seele bei der Sache war und glaubte, einen Film zu sehen, der vor ihm ablief. Es war der ‚Film‘ seines Lebens ...

Teil II

Das Leben des Peter Schenk

1. Kindheit und erste Eskapaden

Als Kind hatte er gern mit Gleichaltrigen im Sandkasten oder in ihrem Garten gespielt. Älter geworden, verbrachte er, wenn er sich nicht draußen aufhielt, seine Zeit am liebsten mit seinen Zinn- und Bleisoldaten. Im Keller hatte er unter Großvaters verstaubten Sachen eine Kiste mit zahlreichen dieser Figuren sowie den dazugehörigen Gussformen entdeckt. Sein Vater hatte daraufhin einen Klotz Zinn und Blei besorgt und ihm geholfen, das Sortiment zu erweitern. Sie hatten das Metall über einer Kerze flüssig gemacht und gemeinsam Soldaten gegossen, so dass er bald ganze Armeen von ihnen besaß. Wenn er darüber nachdachte, wunderte er sich, wie viel Zeit sich dieser vielbeschäftigte Mann für ihn genommen hatte, denn später sollte sich das ändern. Wenige Jahre danach bekam er den Vater, der gewöhnlich erst heimkam, wenn er schon schlief, nur selten zu Gesicht. Er bedauerte diesen Umstand, wenn man ihm auch erklärt hatte, dass das Familienoberhaupt als Unternehmer bis in die Puppen arbeiten müsste. Leider schien auch die Ehe seiner Eltern nie die glücklichste gewesen zu sein. Darauf ließen auch die Familienfotos schließen, die den kleinen Peter gemeinsam mit Mutter und Vater abbildeten. Solche Schnappschüsse waren rar, und irgendwann, nachdem er älter geworden war, fand er aus dieser Zeit überhaupt keine Familienbilder mehr. Das verstärkte in ihm seinen Eindruck, denn meistens war er allein abgelichtet. Aber das war lange her, und vieles davon war seinem Gedächtnis nicht mehr präsent. Woran er sich allerdings

noch genau erinnerte, das waren diese vielen Infanteristen und Kavalleristen aus dieser Zinn- und Bleilegierung, mit denen er als Schulkind gespielt und die er wie einen Schatz gehütet hatte. Als wäre es gestern gewesen, so lebendig ‚sah‘ er, wie er alle diese Infanteristen, marschierende, laufende, zum Schuss anlegende, stehende, liegende oder kniende, aber auch die Kanoniere sowie die reitenden und ihre Säbel schwingenden Husaren, in Filigranarbeit originalgetreu bemalt hatte. Das musste sein, denn wie hätte er mit falsch uniformierten Soldaten historische Schlachten nachstellen wollen? Am liebsten hatte er die Kriege Napoleons nachgespielt, denn der hatte es ihm irgendwie ange-tan, und er hatte ihn verehrt. Woher diese Devotion herrührte, hätte er kaum erklären können. Vielleicht bewunderte er ihn ja deshalb, weil dieser Korse vom Außenseiter als unbedeutender Offizier, der im Kampf sehr tapfer war und seinen Einheiten todesmutig voranstürmte, bis zur Krönung zum Kaiser der Fran-zosen und mächtigsten Regenten Europas einen sagenhaften Aufstieg genommen hatte, der nur mit demjenigen Alexanders des Großen oder Gaius Julius Cäsars vergleichbar war?

Die französische Grande Armée hatte er gegen die Allianz der Verbündeten, gegen die Engländer, Blüchers Preußen, die Habsburger und Russen, die sich aufgemacht hatten, dem Emporkömmling und Schrecken Europas die Stirn zu bieten, antreten lassen. Doch dieser Teufelskerl ließ sich durch nichts aufhalten und hatte für seine Nation weite Teile Europas erobert. In Russland konnte er zwar gestoppt werden, doch das war noch nicht das Ende vom Lied. Endgültig besiegt wurden die Franzosen erst später, in Waterloo, wo Napoleons triumphaler Aufstieg sein trauriges Ende fand, denn nicht anders hatte er es als Junge empfunden. Er hatte gelesen, dass sich die französi-schen Truppen in diesem Entscheidungskampf im belgischen Waterloo schon nicht mehr in ihrer altgewohnten Disziplin

und Kampfmoral ihren Befehlshabern unterstellt hätten und in ihrer Konfusion von der feindlichen Übermacht aufgerieben worden wären. In dieser letzten Schlacht unterlag der Kaiser der Franzosen, um dann auf der abgelegenen Atlantikinsel St. Helena trostlos, vereinsamt und von schwerer Krankheit gezeichnet, seine letzten Lebensjahre als Gefangener der Engländer zu fristen. Das unwürdige Ende dieses großen Herrschers hatte ihm leid getan, weil er es am Ende doch nicht geschafft hatte und auf schmachvolle Weise gescheitert war. Aber war dieser Napoleon nicht auch ein Spieler gewesen? Erst in späteren Jahren war ihm dieser Gedanke gekommen, denn immer wieder war ihm aufgefallen, dass dieser Strategie auf seinen Feldzügen hohe Risiken eingegangen war. Wiederholt hatte Napoleon alles auf eine Karte gesetzt, zuletzt in Waterloo, wo seine Taktik allerdings in einem Debakel endete.

Das Spiel mit seinen Armeen hatte ihm während der Vorbereitung am meisten Freude bereitet. Schon beim Bemalen der Soldaten kam in ihm die Begeisterung über die Schlachten auf, die er in größtmöglicher Nähe zum historischen Geschehen nachstellte. Anschließend wurden die Regimenter aufgestellt und mussten gemäß den taktischen Anweisungen ihrer Generäle in Stellung gebracht werden. Die Positionierung und Festlegung der Schlachtordnung war von entscheidender Bedeutung, und manches hatte er darüber gelesen. So wusste er beispielsweise, dass selbst eine zahlenmäßig weit unterlegene Armee durch die hohe Kunst der Strategie ihres Oberbefehlshabers durchaus nicht der Verlierer eines Gefechts sein musste. Der Feldherrenkunst kam entscheidende Bedeutung zu. In dieser Erkenntnis hatten schier unendliche Möglichkeiten für ihn gelegen, diverse strategische Formationen und Szenarien auszuprobieren. Das war das Faszinierende an diesem Spiel, denn im Grunde genommen war jede einzelne Schlacht ein ‚Spiel‘, wenn auch ein

grausames, bei dem Menschen sich gegenseitig umbrachten. Doch der erhebendste Moment bei einem Gefecht war ohne Zweifel der Zeitpunkt unmittelbar vor dem Angriff. Das waren die Minuten vor der Schlacht, wenn die feindlichen Armeen alle Vorbereitungen getroffen, ihre Stellungen eingenommen und sich kampfbereit in ihren Linien gegenüberstanden und dem Angriffsbefehl ihrer Befehlshaber entgegenfieberten. Aber war es nicht ein herrliches Bild, wenn sich die Soldaten in Reih und Glied in ihren roten, blauen, grünen oder gelben Uniformen gegenüberstanden und darauf warteten [oder brannten sie darauf? – Er war sich dessen nicht sicher, bis heute nicht ...] loszuschlagen. Es waren jene Momente, in denen manchem Grenadier das Herz vor Angst bis zum Halse pochte. Wer wusste schon, ob er in wenigen Augenblicken noch am Leben wäre? Andere, die draufgängerischer und mutiger waren, konnten den Angriffsbefehl der Kommandierenden womöglich kaum erwarten? [Allerdings wusste er auch das nicht genau, und was ihn selbst betraf, schien er sich schon damals nicht für einen Helden gehalten zu haben.] Die Schlacht selbst, wenn das Gemetzel dann losging, war für ihn nie die Hauptsache gewesen. In seinen Augen war das nichts anderes als ein unmenschliches Abschlachten. Das Hauen, Stechen und Niedermachen war nie sein Ding gewesen, denn es war ihm destruktiv und niederträchtig vorgekommen, er mochte es nicht. Das Schöne am Spiel war das Kreative, die Vorbereitung mit der Aufbauphase, zu der das Aufstellen der Armeen sowie das Nachsinnen über die Schlachtordnung und Strategie gehörte, und das hatte eine ganz eigene Faszination auf ihn ausgeübt.

Die meiste Zeit hatte er für sich alleine gespielt. Dabei geriet er in solche Begeisterung, dass er andere Spielkameraden nicht einmal vermisste. Ohnehin durfte er mit den „Straßenkindern“ keinen Umgang haben. Die Mutter hatte es ihm untersagt und

ihn ermahnt, er müsste mehr auf seine Herkunft achten. Das klang in seinen Ohren ganz so, als ob er was Besseres gewesen wäre. Doch so hatte sie es gesagt und auch gemeint. Außerdem durfte er nicht jeden mit nach Hause bringen. Auch das war der Mutter nicht genehm. Es sollten ihrer Meinung nach nur solche Kameraden sein, die zu ihm passten. Auch das hatte er nie verstanden. Er ärgerte sich darüber, weil es ihn von anderen isolierte, und deshalb war er meist allein. Ein Glück, dass er seine Soldaten hatte! An Sonn- und Feiertagen befasste er sich manchmal vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit ihnen. Selbst dann, wenn ihn die Mutter längst ins Bett geschickt hatte. Er konnte sich kaum von ihnen trennen und zerbrach sich bis zum Einschlafen darüber den Kopf, wie seine bereits eröffnete Schlacht am nächsten Morgen weitergehen oder enden würde. Wie ein Feldmarschall stellte er dazu Überlegungen an, und fühlte sich auch wie ein Befehlshaber. Die graue Alltagswirklichkeit, vor allem die Zeit, die er sinn- und nutzlos in der Schule absitzen musste, sah völlig anders aus und war ihm bereits in jungen Jahren trist und monoton vorgekommen. Die Schulstunden waren verlorene Zeit, denn seine Fantasien, die er im Spiel entwickelte, waren inzwischen für ihn zur einzig maßgeblichen Realität geworden, so dass er trotz mancher unliebsamen Einschränkungen durch die Mutter der Meinung war, eine glückliche Kindheit erlebt zu haben. Als Kind kannte er keine Langeweile, und durch seine Kreativität konnte er der kleinen Welt, die ihn umgab, entfliehen. Seiner Vorstellungskraft schienen dabei keine Grenzen gesetzt, und in dieser Wirklichkeit ging er auf. Selbst das Zeit- und Ortsgefühl kam ihm dabei abhanden. Inzwischen, Jahrzehnte später, zeigte er sich davon überzeugt, dass aus Kindern, denen man ab einem bestimmten Alter das Spielen auszutreiben versuchte, deswegen noch lange keine Erwachsenen würden. Allein durch ihr Spiel entwickelten

sie sich zu solchen und nicht aufgrund der Tatsache, dass ihnen irgendwann ein paar Haare am Körper wachsen würden.

Während er sein Glas nachfüllte, überlegte er, wie alles weitergegangen war, denn bald lernte er die Schattenseiten des Lebens kennen. Viel zu früh eigentlich, denn seine Kindheit sei zwar schön, allerdings viel zu kurz gewesen. Mit zehn aufs Gymnasium bugsiert, wo er nie hingewollt hatte, gelang es ihm, der herrischen Mutter einen größeren Radius an Freiraum abzutrotzen. Dieser ‚Freiheitskampf‘ bedeutete zwar heftige Auseinandersetzungen, jedoch verfügte er seither über mehr Möglichkeiten und auch Freunde, die er sich inzwischen selbst aussuchte, nicht die Mutter. Seine Soldaten verlor er während dieser Phase aus den Augen, und irgendwann standen sie wieder im Keller. Seitdem er das Gymnasium besuchte, verbrachte er seine Freizeit mit seinen Kameraden vorwiegend an der frischen Luft. Sie spielten Fußball, gingen ins Schwimmbad, machten Radtouren und unternahmen andere Freizeitaktivitäten. Doch bald fand seine unbeschwerte Kindheit ihr jähes Ende. Die Ehe seiner Eltern wurde in jenen Tagen durch ein Verhältnis des Vaters mit einer anderen Frau überschattet. Die Eltern hatten nie mit ihm darüber gesprochen, jedoch das einst so traute Heim wurde für ihn zur Hölle. Die Eltern stritten sich häufig. Ohne es wirklich zu verstehen, stand er wie ein begossener Pudel mitten drin in ihrem Unglück und auch noch zwischen ihnen. Bald erfuhr er auch den Grund für die ständigen Querelen. Dem Geschrei der Mutter nach, musste der Vater eine Geliebte haben, ein „Flittchen“, das sich ihn geangelt hätte, dem sie am liebsten die Augen auskratzen würde. Dass dieses „Miststück“ die Sekretärin des Vaters war, machte die Situation für die Mutter nicht erträglicher, im Gegenteil, die Lage spitzte sich weiter zu. Diese Frau war nämlich keine ‚Eintagsfliege‘, die man leicht hätte verscheuchen können, sondern schien eigenwillige Absichten zu

verfolgen. Nach Meinung seiner Mutter hatte sie es auf Vaters Geld abgesehen, zumindest glaubte die Mutter das, und damit war für sie die rote Linie überschritten. Wenn es um Finanzen ging, war sie hypersensibel. Geld und Vermögen müsste man zusammenhalten und zu mehrern trachten. Sein Hab und Gut an ein billiges Flittchen zu verschleudern, dem man in einem fort kostspielige Geschenke machte, was der Vater offenbar getan hatte, stellte für sie eine Todsünde dar.

Jedenfalls geriet die gute Frau über die Situation, die sie „unerträglich und nicht zum Aushalten“ fand, [wobei sie ohne die teuren Präsente ihrem Gatten dessen Seitensprünge wahrscheinlich nachgesehen hätte], ständig in Wut und stritt voller Zorn mit ihm. Als sie irgendwann der Zeitung entnahm, dass man ihren Ehemann in Begleitung einer wildfremden Dame in der Öffentlichkeit gesehen hätte, brachte diese Nachricht, – immerhin die Schlagzeile auf der Titelseite eines Lokalblättchens –, das Fass zum Überlaufen. Die zum Zerreißen gespannte Atmosphäre im einst so friedlichen Heim entlud sich sodann in einem Tobsuchtsanfall der Mutter wie bei einem heftigen Sommergewitter. Danach war die herzensgute Frau nicht mehr die alte. Zunächst nur schwach und kränkelnd, verbrachte sie seit jenem ‚Gewitter‘ die meiste Zeit in ihrem Bett. Einige Monate gingen zwar noch ins Land, jedoch die Lebenskraft schien aus ihr entwichen. Sie konnte und wollte nicht mehr, und plötzlich war sie tot. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte das Schicksal zugeschlagen und dem dreizehnjährigen Peter die Mutter hinweggerafft. Fassungslos und schockiert stand er da. War sie auf natürliche Weise gestorben oder hatte sie nachgeholfen? Als hätte ihn dieser Schicksalsschlag paralyisiert, wagte er nicht, danach zu fragen. Mutters Tod war für ihn ein mächtiger Einschnitt und bedeutete das abrupte Ende seiner Kindheit. Danach herrschte eine Zeit lang Ruhe und Frieden im Hause Schenk. Doch wie

sich herausstellte, war es lediglich die Ruhe vor dem Sturm, denn keine zwei Jahre danach ging es richtig los ...

Damals kam nämlich diese wildfremde Frau zu ihnen ins Haus, bei der Heranwachsende das Gefühl nicht loswurde, dass sein Vater sie auf der Straße aufgegebelt haben musste. Anfangs kam sie glücklicherweise nur gelegentlich zu Besuch. Doch die Visiten häuften sich und die Intervalle wurden immer kürzer. Bald blieb sie auch über Nacht, und irgendwann hatte sie sich eingemistet. Dieses Frauenzimmer wurde von Woche zu Woche selbstbewusster, und nach einiger Zeit, denn der Vater war selten daheim, spielte sie sich wie die Herrin des Hauses auf. Sie hatte das Heft in der Hand, schaltete und waltete, wie es ihr beliebte, und niemand war da, der ihr Einhalt geboten hätte. Dem Vater schien es recht zu sein, wenn nach Mutters Tod endlich wieder Zucht und Ordnung im Hause herrschte. Zum Glück war diese Person berufstätig, so dass sie tagsüber nicht zuhause war. Trotzdem fand der Pubertierende, dass es schlimm genug war, morgens und abends von diesem „Drachen“ gegängelt zu werden. Sie mischte sich tatsächlich in alles ein, selbst in seine Schulangelegenheiten, so dass er sie nicht ausstehen konnte und einen Hass auf sie entwickelte. Was ihn allerdings am meisten fuchste, war das lächerliche Getue seines Vaters, der ihm die Dame als „gute, alte Bekannte“ vorgestellt hatte. Das war nicht nur eine Zumutung, sondern eine glatte Lüge, und er hatte es seinem Vater auch nicht abgekauft. Jeder Blinde hätte sehen können, was das für eine war, denn von Anfang an regierte sie im Haus wie eine absolutistische Herrscherin von Gottes Gnaden. Als sein Vater durchblicken ließ, dass es mit dieser Frau „durchaus mal was werden könnte“, glaubte er, rot zu sehen. Er hatte es dem Heranwachsenden so förmlich und feierlich mitgeteilt, dass dieser sich gleich dachte, dass der Alte Heiratsabsichten hegte. Der Hausherr lag ihr zu Füßen, überhäufte sie

mit Schmuck und anderen schönen Präsenten, und irgendwann fand er heraus, dass es sich bei diesem Frauenzimmer um niemand anderen als die Vorzimmerdame seines Vaters handeln konnte. Sie war jenes besagte Flittchen, das seine Mutter am liebsten auf den Mond geschossen hätte, und mit einem Mal war ihm alles klar.

An der Situation ließ sich nichts ändern. Er musste sich damit abfinden und versuchte, das Bestmögliche aus der Lage zu machen. Gegen den Eindringling zu stänkern oder zu rebellieren machte keinen Sinn. Seit zwei Jahren wohnte sie bei ihnen im Haus, hatte die Hosen an, und vielleicht würde sein Vater sie eines Tages heiraten. Doch nie im Leben, hatte er sich geschworen, würde er „diese Zicke“ als seine Stiefmutter akzeptieren. Zugegeben, wenn er sie sich besah, sah sie ganz passabel aus. Sie war sogar attraktiv. Und wie jung sie war! Keine dreißig, schätzte er. Aber wie passte das zusammen? Ein solch junger Hüpfher und dann sein Vater, ein schon älterer, gesetzter Herr, der seine besten Jahre längst hinter sich hatte? Er konnte sich das nicht vorstellen, und so blieb sie für ihn eine blöde Ziege, die er nicht leiden konnte. Schließlich hatte sie sich nicht nur im Haus breitgemacht, sondern ihm auch noch den Vater weggenommen, einen vielbeschäftigten Mann, der keine Zeit mehr für ihn hatte und nunmehr jede freie Minute mit diesem Weibsbild verbrachte. Einen heranwachsenden Sohn, um den er sich hätte kümmern sollen, schien es für den Alten nicht zu geben. Das war ihm zu jener Zeit zwar nicht bewusst, jedoch fühlte er sich sträflich vernachlässigt. Da er seinen Vater nicht nur an diese Frau verloren hatte, sondern ihn für den plötzlichen Tod seiner Mutter verantwortlich machte, war auch der Alte für ihn unten durch. Peter war im Begriff, sich zu isolieren, und hatte in seinem noch jungen Leben alle Menschen, die ihm zuvor etwas bedeutet hatten, verloren, und stand jetzt mutterseelenallein

da. Jedes Mal, wenn die Geliebte seines Vaters ihn mit „mein Junge“ ansprach, wurde er böse, und zornig protestierte er: „Ich bin nicht dein Junge, ich bin niemandes Junge, am wenigsten der deine!“ Dann war er fortgelaufen, denn daheim gefiel es ihm nicht mehr, er hasste sein Zuhause. Und in der Tat, sein Elternhaus hatte mit dem Tod der Mutter seine Seele ausgehaucht. So prachtvoll dieses Anwesen auch sein mochte, es war leer und kalt geworden und wurde von einer geldgierigen Zicke regiert, die ihre Jugend mit einem Älteren verschwendete, ihm Liebe vorheuchelte und ihn ausnahm wie eine Weihnachtsgans. Die vertraute gute alte Ordnung, auf die seine Mutter so bedacht gewesen war, hatte sich in Luft aufgelöst. Längst gab es kein gemeinsames Frühstück, Mittag- oder Abendessen mehr. Jeder kam und ging, wann er wollte, und keiner war mehr an einem Familienleben interessiert. Zu allem Überdross verstand er auch den Vater nicht. Anscheinend stand der auf so junge Dinger, eine Frau, die ihn seiner Meinung nach verführt haben musste und altersmäßig seine Tochter sein könnte. Das einzig Positive an der Sache war, dass der Alte ihm seit dem Tod der Mutter reichlich Taschengeld gab. Wollte er sich dadurch seine Ruhe erkaufen oder seinen Sprössling beschwichtigen? Solche Fragen hatte er damals nicht gestellt. Sie kamen ihm erst später. Der Vater hatte zwar Geld, mehr als genug sogar, jedoch er verstand selbst nicht, warum dieser ihn, einen noch unreifen Burschen, mit weitaus mehr von dem Zaster überhäufte, als nötig gewesen wäre? Möglicherweise machte der Vater das, weil er selbst einer wohlhabenden Familie entstammte und an den Umgang mit Geld von früh auf gewöhnt war? Oder hatte er doch ein schlechtes Gewissen und wollte auf diese Weise die Zuwendung, die er seinem Filius auf zwischenmenschlicher Ebene versagte, in dieser Form kompensieren?

Der Vater war Direktor einer Zuckerfabrik, von der er Anteile besaß. Ob er sogar der oberste Direktor und Chef dieses Unternehmens war, wusste er nicht. Solange er gesponsert wurde, interessierte es ihn auch nicht, obwohl er sich an die Spenunzen schneller gewöhnt hatte, als ihm lieb sein konnte. Das viele Geld ermöglichte ihm Freiheit beziehungsweise das, was er sich darunter vorstellte, denn er gab die Kohle mit vollen Händen aus. Lange reichte sie ihm nie. Bedingt durch des Vaters Großzügigkeit, wandelte sich im Laufe der Zeit allerdings sein Verhältnis zu diesem. So übel schien der Alte vielleicht doch nicht zu sein. Das führte so weit, dass er irgendwann meinte, seinen Vater gegenüber seiner Geliebten in Schutz nehmen zu müssen. Dieses Weibsbild wäre an allem schuld und hätte den Alten verführt, nicht umgekehrt. Sein alter Herr hätte lediglich eine Dummheit begangen und wäre über das Luder ‚gestolpert‘. Aber war diese Hexe dann nicht auch am Tod seiner Mutter schuld? Dieses Luder, zeigte er sich zunehmend überzeugt, hätte die herzensgute Frau ins Grab gebracht. Seitdem das für ihn feststand, strafte er die Geliebte seines Vaters mit Verachtung und widmete ihr keine Aufmerksamkeit mehr. Ein paar Jahre später, war sein Verhältnis zu ihr zwar nicht besser, aber immerhin gab er ihr keine frechen Antworten mehr wie ehemals. Dennoch schnitt er sie, so gut er konnte, und behandelte sie, als wäre sie Luft gewesen. Andererseits fand er diese Frau inzwischen von Monat zu Monat attraktiver, und das kam ihm merkwürdig vor. Er konnte sie zwar nicht ausstehen, aber sie reizte ihn. Bisweilen erregte sie ihn regelrecht, vor allem, wenn er ihr nachsah oder lange Augen machte, um ihr in den Ausschnitt zu sehen. Doch das tat er nur, wenn er sich unbeobachtet wusste, und er gestand es sich selbst nicht ein. Zum Glück bekam er reichlich Taschengeld, so dass er nicht auf das Essen angewiesen war, das sie an manchen Abenden gekocht hatte. Schon deswegen kam er spät heim. Wenn er sich spätabends ins Haus schlich,

stand der Teller mit seinem Essen gewöhnlich auf dem Herd. Er hätte es nur aufwärmen müssen, was er jedoch nie tat. Seine Mahlzeiten oder das, was er darunter verstand, nahm er außer Haus ein. Wenn er Hunger verspürte, kaufte er sich belegte Brötchen oder lebte von Pizza, Döner und Snacks. Ihr Essen rührte er nicht an, eher hätte er gehungert.

Mit siebzehn begann er, in Kneipen und Spielhallen an Automaten zu spielen. Meist ging er in einen schmutzigen Schuppen in der Vorstadt, wo allerhand zwielichtige Typen verkehrten. Eigentlich war es eine Trinkhalle, in der solche Gerätschaften herumstanden. Der Inhaber, ein Türke, ließ ihn gewähren, ohne ihn nach seinem Alter gefragt zu haben. Allerdings hatte er ihn gewarnt, bei einer Kontrolle zu verduften. „Wenn die Bullen kommen, hau ab oder sag’, du wolltest dir Cola oder Limo kaufen. Wie du es machst, ist mir schnuppe, nur lass dich nicht erwischen, denn dann bin ich dran, du allerdings auch!“ Dass es eine Drohung war, hatte er begriffen, was ihn jedoch nicht davon abhielt, weiter herzukommen. Tag für Tag hing er inzwischen in dieser Halle herum und verbrachte den größten Teil seiner Freizeit an diesem schummrigen, hässlichen Ort, der zu seinem neuen Zuhause geworden war. Dicke Schwaden Tabakrauch durchzogen den langgezogenen Raum, so dass man kaum von einem Ende bis ans andere sehen konnte. Und was hier für obskure Typen verkehrten! Stundenlang saßen sie rauchend und trinkend vor ihren Automaten. Auch er selbst spielte immer häufiger, manchmal bis in die Puppen. Er gewann und verlor, gewann erneut, doch verlor er dann doch wieder alles und musste sich beim Vater neues Geld beschaffen. Der Alte fragte ihn nicht, wozu er das Geld brauchte, sondern gab es ihm einfach. Er wollte zwar stets wissen, wie viel er benötigte und ob es reichen würde, aber es langte ihm nie, zumindest nie länger. Ein paar Tage später war er erneut abgebrannt, besaß

keine müde Mark mehr und musste wieder um Geld bitten. Die Bettelei schmeckte ihm nicht. Aber was hätte er machen sollen? Nein, das musste er in Kauf nehmen, denn im Grunde genommen war er nicht unzufrieden. Dieser Lebensstil gefiel ihm sogar. Er lebte in den Tag hinein, lernte nicht, musste nicht arbeiten und hatte keinerlei andere Verpflichtungen. Es war ein Bummel- und Lotterleben, und ohne irgendeine Verantwortung hing er herum. In der Schule, in der er sich kaum noch blicken ließ, kam er bald nicht mehr mit, und für seine Entschuldigungen und Zeugnisse fälschte er die Unterschrift des Vaters. Einige Male ließ er sich ein ärztliches Attest ausstellen. Als er schließlich sitzen blieb, musste er die Klasse wiederholen. Danach wurde es allerdings nicht besser, und erst im zweiten Anlauf schaffte er die Versetzung mit Ach und Krach. Immerhin, das 10. Schuljahr war geschafft, und er hatte einen Abschluss.

Doch der war ihm nicht wichtig. Außer seinen Automaten zählte nichts mehr für den fast Achtzehnjährigen. Aber immer noch waren die Verluste höher als das, was er herausholte. Selbst an guten Tagen, wenn er glänzend begann, wogen die Gewinne die Verluste nie auf, so dass er enttäuscht den Heimweg antrat und seinen Vater erneut um Geld anging. Der Vater gab es ihm nach wie vor, und immer noch fragte dieser ihn nicht, wozu er die Patte benötigte. Für einen Pennäler waren es ungewöhnlich hohe Summen, jedes Mal mehrere hundert Mark. Obwohl er sich über seine ständigen Verluste ärgerte, machte er weiter in demselben Stil. Außerdem begann er zu trinken, vor allem, wenn er verlor. An manchen Tagen trank er mehrere Flaschen Bier. Die Schule besuchte er längst nicht mehr regelmäßig, und nachdem er achtzehn geworden war, mied er sie ganz. Freunde hatte er ohnehin keine. Schon in seiner Kindheit war das schwierig gewesen, doch das hatte mit der Mutter zu tun. Inzwischen war das anders; er hätte jetzt Freundschaften schließen können. Aber

wären diese heruntergekommenen Typen Freunde gewesen? Da blieb er lieber für sich allein. Er war auf dem besten Wege, sich zu einem Eigenbrötler zu entwickeln und schien nicht unzufrieden damit, denn er vermisste niemanden. Außerdem konnte er auf diese Weise ungestört seiner Spielleidenschaft nachgehen. Mittlerweile verbrachte er in der Spielhöhle die gesamte Zeit des Tages und häufig auch die Abende. Nein, außer Vaters Geld, sein ‚Spielgeld‘, ohne das er erledigt gewesen wäre, brauchte er niemanden, und ohne seine Zockerei hatte für ihn das Leben keinen Inhalt.

Mittlerweile hatte er zwar Anschluss gefunden, jedoch Freundschaften waren das keineswegs. Sie waren eine Gruppe Gleichaltriger, die die Leidenschaft am Glücksspiel miteinander verband, ‚Kumpel‘, die genauso verbissen zockten wie er selbst. Normale zwischenmenschliche Beziehungen pflegten sie kaum. Sie redeten nur das Nötigste miteinander. Ansonsten war es unverbindliches, hohles Gequatsche ohne Hand und Fuß. In Wahrheit interessierten sie sich ausschließlich für die Rädchen und Zahlen ihrer Automaten, die sie in einem fort wie Blöde anglotzten. Das Aufblinken und Rattern der Geräte ließ sie auf das große Glück hoffen, wobei in seinen Ohren armselig klang, was sie sich darunter vorstellten. Das richtige Leben und seine Herausforderungen hatten sie ausgeblendet. Nur, wenn sie die Spielautomaten überlistet zu haben glaubten und diese ihnen als Lohn für ihre endlosen Leiden mit ein paar läppischen Silberlingen dankten, um ihnen hernach auch die wieder aus der Tasche zu ziehen, kam Stimmung auf. Dann war jeder mit jedem Freund, und das Freibier floss in Strömen, eine richtige Verbrüderung. Aber so war es nicht wirklich. In Wahrheit litten sie unsäglich unter ihrer Spielsucht. Einige von ihnen nahmen Drogen, andere konsumierten in jungen Jahren schon hochprozentigen Schnaps. So blieb er lieber für sich allein, denn

er misstraute ihren Verbrüderungsorgien, bei denen die Jungs betrunken waren und Unsinn lallten. Im Grunde genommen, – wenn es ihm damals auch nicht bewusst wurde –, war er ein junger, einsamer Wolf, der zu früh vom Leittier mit dem Rudel getrennt worden war und sich fortan in der Weite der öden Steppe allein durchschlagen musste. Das war nicht immer leicht. Doch gewöhnte er sich an ein solches Dasein, das Härten, allerdings auch ungeahnte Möglichkeiten in sich barg. Der Preis für seine Freiheit war hoch, denn er führte ein einsames ‚Wolfsleben‘. So nahm er in Kauf, dass er zwar nie mit den anderen heulen, aber auch nie seine Gefühle mit ihnen teilen konnte. Andererseits wollte er auch keinen Menschen in sein Inneres blicken lassen, und trotz mancher Härten seine Unabhängigkeit nicht aufs Spiel setzen, denn für so kaputt wie seine ‚Freunde‘ hielt er sich längst nicht.

Die Spielautomaten bescherten ihm nach wie vor nicht das große Glück. Suchte er es überhaupt? Oder sehnte er sich, – anders als seine Kumpel –, nach etwas ganz anderem? Es dürfte kaum die Knete gewesen sein, die ihn als Sprössling, der der Finanzaristokratie entstammte, interessiert haben könnte. Geld hatte er genug. Das war nicht das Thema, und der Vater hätte ihm, hätte er darum gebeten, mehr gegeben. Das wusste er. Aber was, außer der Spielsucht, der er zweifellos verfallen war, könnte ihn sonst getrieben haben, sich dem Glücksspiel hinzugeben? War es die Illusion, durch eine fantastische Spielwelt die graue Alltagswirklichkeit zu vergessen? Vermutlich spielte die Flucht in eine künstlich erzeugte, virtuelle Realität für ihn eine Rolle. Vor allem dürfte aber die Tatsache, dass es ihn zunehmend wurmte, von den Automaten abgezockt zu werden, ein Grund gewesen sein weiterzuspielen. In dem jungen Mann war nämlich der Ehrgeiz entbrannt, es „diesen Scheißdingern“, die ihn gewöhnlich ausnahmen, endlich mal zu zeigen. Seit

einiger Zeit hatte er sich in den Gedanken festgebissen, dass es möglich sein müsste, diese Apparate zu überlisten und nicht länger ausgenommen zu werden. Hinzu kam, dass ihn ärgerte, seinen Vater jedes Mal um neues Geld anzugehen. Das kostete ihn große Überwindung, er schämte sich. Andererseits konnte er froh sein, einen solchen Alten zu haben. Von anderen, die mit ihm zockten, wusste er, dass sie stahlen, Zigarettenautomaten oder Autos aufknackten und geklaute Zigaretten oder Radios verhökerten, um sich über Wasser zu halten. Ein Kumpel hatte sein Benzingeld verspielt und konnte nicht mehr zur Arbeit fahren; seine Frau bekam nicht einmal mehr Essensgeld. Andere brachen ein oder dealten. Was waren das für Burschen? Waren sie Kleinganoven oder schon richtige Verbrecher? Er fragte es sich, denn von manchen wusste er, dass sie den Stoff sogar an Halbwüchsige vertickten, um ihre Spielsucht und den eigenen Drogenbedarf zu finanzieren. Vermutlich waren sie schon richtige Verbrecher. Aber hatten sie einen Vater wie er, der ihn vor der Gosse und dem Absturz in die Kriminalität bewahrte? Wieder andere prostituierten sich, eine Vorstellung, die Übelkeit in ihm hervorrief. Das alles erinnerte ihn daran, dass sein Vater doch gar nicht so übel zu sein schien. So kauzig der Alte ihm bisweilen auch vorkam, im Grunde genommen war er in Ordnung. Niemand von seinen Kumpels hatte einen solchen Alten, und im Grunde genommen hätte er manchmal gerne mit ihm geredet. Gründe dafür hätte es reichlich gegeben. Bei ihm war einiges schiefgelaufen, und irgendwann würde das ohnehin alles rauskommen. Es wäre gut gewesen, mal mit dem Vater zu reden, jedoch nie brachte er es über sich. So blieb alles beim Alten, obwohl ihm bewusst war, dass dieses Bummel- und Lotterleben, das er führte, nicht ewig so weitergehen konnte. Solche Gedanken kamen manchmal über ihn, wenn er seinen ‚Moralischen‘ hatte, aber sobald er wieder obenauf war, schlug er sie sich aus dem Kopf. Außerdem hockte ja immer noch diese

Glucke im Haus, die den Vater, wenn er mal daheim war, für sich beanspruchte. Mit dem Alten unter vier Augen zu reden, wäre kaum möglich gewesen. Die Gegenwart dieser Frau störte ihn auch in anderer Beziehung, obwohl seine Wut gegen sie inzwischen verebbt und zu einem Sturm im Wasserglas geworden war. Sein einstiger Protest kam ihm mittlerweile kindisch vor, denn dieses Weibsbild reizte ihn. Wahrscheinlich war er scharf auf sie, wenn er es auch im Leben nicht zugegeben hätte, denn dazu war er zu verklemmt.

Von Drogen, wie andere sie konsumierten und vertickten, wollte er nie etwas wissen. Er kannte sich damit auch nicht aus. Ein einziges Mal hatte er irgendein undefinierbares Dreckszeug probiert. Ein Kumpel hatte ihn bequatscht und es ihm aufgeschwatzt, irgendein braunes, zerriebenes Pulver, das er in einer Selbstgedrehten geraucht hatte. Hasch wäre es gewesen. Ihm wurde speiübel davon, und er hatte sich heim geschleppt und ins Bett verkrochen. Am nächsten Tag war er wieder halbwegs auf dem Damm. Seitdem war er kuriert von dem Zeug. Ein Glück, fand er, denn wie oft war der Stoff nicht rein, sondern mit anderen Substanzen gestreckt, und das machte solche Experimente extrem gefährlich.

Wenn er klamm war, musste er nicht krumme Sachen machen, um Kohle aufzutreiben. Das hatte er anderen voraus, denn er kam aus einem reichen Stall und hatte einen großzügigen alten Herrn. Andererseits machte ihm seine Abhängigkeit von den väterlichen Zuwendungen, die ihn zum ‚Betteln‘ nötigten, zunehmend zu schaffen. Gleichzeitig fuchste ihn, dass er von den Automaten nach wie vor abgezockt wurde. So durfte das nicht weitergehen! Eine Lösung musste her, und längst hatte er sich darüber Gedanken gemacht. Sein Ziel war, nicht nur kein Geld mehr zu verlieren, sondern irgendwann in der Lage zu sein, die

Apparate leer zu machen. Aber wie sollte das funktionieren? War das überhaupt möglich? Er hatte überlegt: *Computer sind dumm, und in jedem Rechner ist ein Regelwerk eingespeichert. Irgendeiner hat es ihm verordnet und ihn programmiert, und dieses Gesetz muss ich herausfinden und knacken.* Gesagt, getan. Fortan spielte er kaum noch. Ein wenig älter und reifer geworden, saß er nun als stiller Beobachter am Rande des Geschehens, sah anderen zu, wenn sie spielten und machte sich seine Notizen. Ihn interessierten vor allem die Intervalle, wann die Maschine wie viel ausgespuckte oder schluckte. Nach einer Weile hatten sich in seinem Heft hunderte Tabellen angesammelt, aus denen er versuchte, eine Wahrscheinlichkeit herauszulesen, und irgendwann glaubte er, dem inneren Gesetz der Maschine auf die Schliche gekommen zu sein. Er war davon so überzeugt, dass er glaubte voraussagen zu können, wann sie wie viel herausgeben würde. Stolz über seine Entdeckung, probierte er es aus, und es klappte tatsächlich. Den Jackpot knackte er zwar nicht, holte aber einige hundert Mark heraus. Er durfte also nur von Zeit zu Zeit spielen, nicht permanent und musste versuchen, die Phasen, in denen die Maschine etwas herausgab, zu erwischen. Wenn er gelegentlich auch jetzt noch verlor, war er mittlerweile doch erfolgreicher. Einige Male gewann er so viel, dass er eine Genugtuung über seine früheren Verluste empfand. An einem Abend hatte er eine richtige Serie. Seine ‚Berechnungen‘ hatten es ihm angedeutet, und nur wenige Spiele gingen verloren. Doch dann wendete sich das Blatt, so dass er mehrere Spiele in Folge verlor und sich fragte, ob er mit seinem Gewinn nicht aufhören und heimgehen sollte. Auch seine Tabellen mit den Intervallen rieten ihm dazu. Aber in seinem Leichtsinnschlug er das alles in den Wind und spielte dennoch weiter und wurde immer gieriger und unbeherrschter. Obwohl er nach zahlreichen verlorenen Partien immer noch im Gewinn war, hatte er den Ehrgeiz, das zuletzt verlorene Geld zurückzugewinnen.

Doch das gelang ihm nicht; er verlor jetzt jedes Spiel. Sollte sich sein Glück tatsächlich gedreht haben? Verbissen machte er weiter, als wollte er es mit dem Brecheisen versuchen, und je länger er spielte, desto klarer wurde ihm, dass er an diesem Abend keinen Erfolg hatte. Wie ein Irrsinniger warf er die Münzen ein und doch war er zum Verlieren verdammt. Allein die vage Hoffnung, dass das Glück wieder zurückkommen müsste, beseelte ihn. Doch das war eine fadenscheinige Hoffnung, die er sich einredete. Am Ende war er blank und stand da, ohne eine einzige Mark in der Tasche zu haben.

Am nächsten Tag wurde er mit neuem Spielgeld ausgerüstet und wollte gleich wieder loslegen. Doch dieses Mal schwor er sich, einen kühlen Kopf zu bewahren und rechtzeitig aufzuhören, wenn er verlor. Allerdings stellte er fest, dass das gar nicht so leicht war. Seine Spielleidenschaft war immer noch stärker als seine Selbstbeherrschung, und so machte er weiter im gewohnten Trott. Als am Abend ein älterer Mann, den er nie zuvor gesehen hatte, zu ihm meinte: „Der Computer gewinnt immer!“, wirkte er im ersten Moment erstaunt, jedoch nach kurzem Nachdenken gab er dem Unbekannten recht: „Ja, ich weiß, diese Dinger werden eingestellt“, entgegnete er. „Die Maschine nimmt sich das meiste und lässt dem Spieler fast nichts.“

„Aber wenn sie den Löwenanteil schluckt, und sie holt sich sechzig Prozent und mehr“, fragte ihn der Fremde, „warum spielst du dann überhaupt?“

„Sie haben gut reden!“, antwortete er, wobei ihm sein Kopf sagte, dass der Mann recht hatte und dass er aufhören sollte. Vermutlich war der Fremde ein gebranntes Kind und hatte ebenfalls sein Lehrgeld bezahlt. An diesem Abend spielte er nicht mehr und ging früher nach Hause als sonst. Allerdings ahnte er noch nicht, was dort auf ihn zukommen sollte ...

Als er heim kam, war der Vater nicht da. „Er ist auf Geschäftsreise gegangen“, verriet ihm seine Geliebte, die besagte Zicke, die der Vater nach dem Tode der Mutter ins Haus geholt hatte. In der Öffentlichkeit ließ der Fabrikant sich nur sehr selten an der Seite dieser Frau sehen, und irgendwann glaubte er auch zu wissen, warum das so war. An diesem Tag war er ungewöhnlich früh heimgekehrt. Niemand schien damit gerechnet zu haben. Auch nicht die Lebensgefährtin des Vaters, die gerade auf dem Sofa im Wohnzimmer saß, sich die Haare föhnte und sich lediglich ihren Morgenmantel übergezogen hatte. Sie hatte offenbar geduscht. Dennoch kam es ihm merkwürdig vor, denn im Wohnzimmer hatte er sie in diesem Aufzug noch nie gesehen, verbat sich aber jede Bemerkung.

„Hast du schon gegessen, Peter?“, zeigte sie sich fürsorglich um ihn bemüht.

„Ja, eine Pizza, ist allerdings ein Weilchen her, Frau Berger“, antwortete er in einem ungewohnt höflichen Tonfall, den er ihr gegenüber in früherer Zeit nicht immer an den Tag gelegt hatte.

„Ich habe was Gutes gekocht, Peter!“

„Und was gibt es?“

„Rinderbraten in Senfsauce, Bratkartoffel und Gurkensalat!“, entgegnete sie und wandte sich ihm zu.

„Später vielleicht“, entgegnete er, indem er sich in den Sessel warf, der gegenüber von ihrem Sofa stand. Wie lange hatte er nichts Gutes mehr gegessen, immer bloß belegte Brötchen, Pizzen oder irgendwelche Snacks, nichts Vernünftiges, und gerne hätte er sich eine Portion geholt. Er machte Anstalten aufzustehen und sich beim Essen zu bedienen, als er bemerkte, wie sie ganz langsam und bewusst ihren Morgenmantel zentimeterweise höher schob und ihn ihre Beine sehen ließ, lange wohlgeformte Beine. Während sie dies tat, sah sie ihn ohne Unterlass an, so dass der junge Mann ganz verlegen wurde und sein Gesicht sich rötete. *Was hat sie vor?*, fragte er sich erschrocken. Ihm war

mulmig zumute, obwohl er bereits achtzehn war. Mit Mädchen und Frauen war er allerdings noch reichlich unerfahren. Dieses provozierende Verhalten, das er nicht für möglich gehalten hätte, schockierte ihn. Diese Frau führte etwas im Schilde, und als sie wissen wollte, ob er noch nie was mit einem Mädchen gehabt hätte, war ihm schlagartig klar, worauf es hinauslief.

„Ne, noch nie, jedenfalls nicht so richtig!“, gab er stotternd zu, wobei ihm erneut die Röte ins Gesicht stieg.

„Wie, du hast noch nie mit einem Mädchen geschlafen?“, zeigte sie sich erstaunt und tat so, als sei es unnormal, wenn man in seinem Alter noch keine einschlägigen Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht vorweisen könnte. Ihm war es unangenehm; am liebsten wäre er weggelaufen. Auch sie schien das zu befürchten, so dass sie in die Offensive ging und ihren Morgenmantel in der Halsgegend so weit öffnete, so dass er ihre Brust sehen konnte.

„Ist es dann nicht höchste Zeit für dich, Peter? – Du darfst mich übrigens gern Ursula nennen, und wenn du magst, kannst du mich küssen.“

„Lieber nicht“, wehrte er perplex ab.

„Deine Zurückhaltung überrascht mich jetzt aber doch“, bemerkte sie spitz.

„Und wieso?“

„Vielleicht täusche ich mich, aber ich hatte manchmal das Gefühl, dass du es ganz gerne mit mir machen würdest.“

Entsetzt starrte er sie an und brachte keinen Ton heraus. Deutlicher konnte man nicht werden. Sollte sie tatsächlich bemerkt haben, dass er ihr bisweilen nachsah oder verstohlene Blicke in ihren Ausschnitt warf, in dem sie einiges zu verbergen schien.

„Und was deinen Vater angeht, der wird von mir kein Sterbenswörtchen erfahren.“

„Mir egal, Frau Berger, ich mag trotzdem nicht“, kam es abweisend, aber er war jetzt erregt.

„Nenn mich doch einfach Ursula!“, kam es verführerisch, während sie ihren Morgenmantel, unter dem sie keinerlei anderen Kleidungsstücke trug, weiter lüftete. Peter sah ihren Busen, schöne, wohlgeformte Brüste, die ihm im matten Licht des Zimmers entgegen schimmerten.

„Wir sind doch Freunde, dachte ich, wenn unser Verhältnis anfangs auch nicht sehr harmonisch war, nicht wahr?“

„Stimmt schon, ... Ursula“, gab er zu, wobei er schlucken musste, bevor er in der Lage war, ihren Namen auszusprechen.

„Schwamm drüber. Vorbei ist vorbei, und ich trage dir auch nichts nach. Schließlich bist du älter und reifer geworden, ein richtiger Mann inzwischen. Allerdings wegen deines Vaters weiß ich allmählich überhaupt nicht mehr, was ich noch denken soll ... Als ich zu euch ins Haus kam, hatte er mir die Ehe versprochen, und nichts ist passiert ... Gerade in letzter Zeit ist er häufig fort und lässt mich hier wie eine alte Jungfer vertrocknen. Auf Geschäftsreise soll er sein, ständig auf Geschäftsreise! Was soll ich davon bloß halten?“

Sie saß nun splitternackt vor ihm auf dem Sofa und sah ihn mit einem verlangenden Blick an. Peter wagte es nicht, sich zu rühren. Sie ließ sich nicht beirren und bedeutete ihm mit einer vollendeten Handbewegung, neben sich auf dem Sofa Platz zu nehmen und sie zu küssen. Nun war er vollends verwirrt. Doch dann folgte er zögerlich und tapsig ihrer Aufforderung und setzte sich neben sie aufs Sofa. Seine Scham und seine Bedenken waren inzwischen einer Begierde gewichen, der Lust eines Mannes nach einer Frau, wenn sie sich so anbietet. Diese Frau war schön, viel schöner noch, als er sie sich vorgestellt hatte. Sie war die Geliebte seines Vaters und saß völlig entblößt dicht neben ihm auf dem Sofa, gerade mal drei Handbreit von ihm entfernt. Dann ging alles blitzschnell, so dass er kaum begreifen konnte, wie ihm geschah. Mit einer plötzlichen Bewegung zog sie ihn an sich, umarmte und küsste ihn leidenschaftlich, während

sie ihn gleichzeitig entkleidete. Sie machte das so geschickt und behände, dass er kaum mitbekam, wie ihm widerfuhr, und in Sekundenschnelle saß auch er splitternackt neben ihr auf dem Sofa. Für Einwände war es zu spät. Sie hatte ihn überrumpelt, und dann lag sie auch schon neben ihm auf dem Sofa, wo sie es miteinander taten. Bald fielen sie herunter und wälzten sich auf dicken Teppichen. Sie liebten sich, bis sie erschöpft waren und keuchend nebeneinander auf dem Rücken lagen.

„Du wirst deinem Vater doch nichts sagen?“, wollte sie wissen, ihn dabei von der Seite musternd.

„Warum sollte ich?“

„Das ist gut, mein Lieber.“ Sie beugte sich über ihn und küsste ihn auf die Stirn.

„Der macht, was er will. Ich bin stinksauer und werde das Gefühl nicht los, dass er mich betrügt.“

Er sah sie an, aber schwieg.

„Aber heute habe ich ihn mit seinem eigenen Sohn betrogen, wenn er das wüsste. Doch das geschieht ihm recht.“ Das Thema schien sie nicht loszulassen und sie begann erneut: „Du glaubst doch auch, dass er mich betrügt?“

„Ich weiß es nicht. – Ich weiß eigentlich gar nichts über meinem Vater“, antwortete er.

„Jedenfalls hege ich diesen Verdacht und befürchte, dass er sich bewahrheitet.“

„Es macht dich anscheinend fertig, dass er eine andere haben könnte?“, bemerkte er.

„Ja, das tut es tatsächlich, und dass ich hier bald rausfliege, stinkt mir noch mehr!“, verlieh sie ihren geheimsten Befürchtungen Ausdruck.

„Ich sage schon nichts, Ehrenwort“, kam es beschwichtigend, als wenn sie ihm leid täte.

„Danke!“, kam die Antwort, und als müsste sie nachtreten, sagte sie spitz:

„Warum solltest du auch was sagen? Du wärst genauso dran wie ich; schließlich haben wir unser Vergnügen gehabt, und es war doch schön, oder nicht?“

„Nicht schlecht“, gab er verlegen zu.

„Dein erstes Mal, nicht wahr?“

„Ja, du hast mich verführt.“

„Und du hast dich verführen lassen!“, lachte sie ihm ins Gesicht. „Aber fürs erste Mal warst du wirklich gut, mein Kompliment.“

„Du scheinst eine Menge Erfahrung zu haben?“, wollte er wissen.

„Weiß nicht“, und während sie es sagte, zog sie ihre rechte Schulter bis an ihr Kinn hoch.

„Jedenfalls hast du das sehr geschickt eingefädelt“, rechtfertigte er sich, „ich hatte keine andere Wahl. Doch nächstes Mal bestimme ich selbst darüber, du wirst schon sehen!“

„Mag sein, dass ich dich ein wenig überlistet habe, aber nimm es mir nicht übel. Jedenfalls behalten wir unser Geheimnis für uns, nicht wahr. Ich werde deinem Vater auch nicht verraten, wo du dich herumtreibst. Ich weiß nämlich, was du treibst, ich weiß alles über dich.“

„Wenn du petzen willst, kannst du das tun! Ich fliege hier nicht raus, doch dir könnte das blühen.“

„Da könntest du recht haben, mein Kleiner. Natürlich werde ich dichhalten. Dennoch bin ich über dich und das, was du machst, im Bilde.“

„Das geht dich absolut nichts an!“, wehrte er sich schroff.

„Vielleicht doch!“, entgegnete sie keck.

„Willst du mich etwa erpressen?“

„Warten wir erst mal ab, wie sich dein Vater mir gegenüber verhält“, sprach sie orakelhaft, als hätte sie irgendwelche obskuren Absichten.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ach nichts ... Lassen wir das Thema, ich vermute, ich werde es ohnehin bald erfahren.“

Sie wünschten sich eine gute Nacht, und sie stieg die Wendeltreppe hinauf.

„Willst du bei mir schlafen?“, fragte sie, auf dem Absatz der Treppe stehend und auf ihn herabblickend.

„Ich habe mein eigenes Bett!“, beendete er schroff das Gespräch.

2. Der Patriarch

Zwei Tage danach war der Direktor von seiner Geschäftsreise zurück. Kaum daheim, eröffnete er seiner Geliebten, die gleichzeitig auch seine Vorzimmerdame war, die Absicht, sich von ihr zu trennen. Die Gründe waren nicht ganz klar, denn das Gespräch fand im Salon des Hauses unter vier Augen statt. Offenbar war diese Liaison nicht nach den Vorstellungen des Direktors verlaufen, der zu Beginn große Hoffnungen in diese Frau gesetzt hatte. Die Dame schien insgeheim zwar darauf nicht unvorbereitet und offenbar mit einer solchen Entscheidung gerechnet zu haben, jedoch wehrte sie sich vehement gegen den Hinauswurf. An diesem Tag war im Hause Schenk viel Gezeter und Geschrei zu hören, und der Lärm verebbte erst im Laufe des Nachmittags, nachdem die frisch geschasste Frau Berger sich wieder beruhigt hatte und mit ihren Siebensachen das Anwesen verließ. Beim Fortgehen gab sie sich auffallend freundlich und versöhnt, fast so, als wäre sie glücklich gewesen, ihre Freiheit wiedererlangt zu haben. Ihren Job als Sekretärin und auch ihr Salär durfte sie behalten, wie Peter Schenk später erfuhr, jedoch im Vorzimmer des Direktors saß am nächsten Tag bereits eine andere. Der Direktor hatte eine neue Geliebte. Das wusste sein Sohn, wenn der Vater ihm gegenüber auch nie darüber sprach.

Überhaupt erfuhr der Filius manches von dem, was den Vater betraf, erst Jahre später und mitunter vom Hörensagen.

Jahrelang hatte Funkstille zwischen Vater und Sohn geherrscht, was sich allerdings während der letzten Lebensjahre Friedrich Schenks ändern sollte. Dieser ging seit seiner gescheiterten Liebschaft nun noch häufiger auf Dienstreise. Bisweilen war er tagelang verschwunden, und niemand wusste, wo er steckte. Zum Ärger mancher Manager war er nicht einmal erreichbar, so dass man sich in der Rheinischen Zucker AG Sorgen um das wirtschaftliche Wohl des Unternehmens zu machen begann. Allerdings war das dummes Gerede, an dem nichts dran war, denn niemand musste sich um den Konzern Sorgen machen. Ob der Alte da war oder nicht, die Geschäfte liefen prächtig und wie von selbst. In Wirklichkeit war es ein perfides, hinterhältiges Spiel. Einige Kollegen aus dem Vorstand nahmen die häufige Absenz des Alten zum Anlass, gezielt unschöne Gerüchte zu verbreiten. Die Intriganten spekulierten darauf, dass gravierende strategische Fehler passierten, um selbst das Steuer zu übernehmen. Einige dieser Manager versuchten schon lange, Friedrich Schenk samt der Riege seiner engsten Vertrauten zu entmachten. Was allerdings nicht sonderlich publik war, denn der Direktor hielt sich, soweit es das Börsenrecht zuließ, mit solchen Informationen bedeckt, betraf die Tatsache, dass der Alte der mit Abstand größte Aktionär des Unternehmens war. Durch seinen hohen Aktienanteil an der Rheinischen Zucker AG saß Friedrich Schenk so fest im Sattel, dass man ihn zuvor hätte enteignen müssen, um ihn loszuwerden. In Zeiten, in denen die Geschäfte liefen, konnte er die Zügel schleifen lassen, doch das war keineswegs immer so gewesen. In der Vergangenheit hatte es auch schwierige Phasen und Krisen gegeben, die den Konzern in seiner Existenz bedroht hatten.